

Als letzter Ulrich Schacht, der sich eigentlich nicht vorzustellen braucht, den ich aber trotzdem darum bitte.

Ulrich Schacht: Ich bin am 9. März 1951 im Frauengefängnis Hoheneck in Stollberg in Sachsen geboren worden, da meine Mutter zu diesem Zeitpunkt aus politischen Gründen inhaftiert war. Ich bin nach einem Vierteljahr mit anderen Kindern meiner Mutter und den Müttern dieser Kinder weggenommen worden und bin zu Hause – im Heimatort der Familie, im mecklenburgischen Wismar – aufgewachsen.

Meine Mutter ist 1954 nach dem Tode Stalins amnestiert worden. Seitdem konnten wir wieder zusammenleben. Ich habe in Mecklenburg, d. h. in Wismar, in den nächsten Jahren, rein äußerlich gesehen, eine normale Entwicklung absolvieren können. Das begann zunächst mit der Grundschule und ging dann über in das Erlernen eines Handwerks: Bäckerlehre.

Gleichzeitig habe ich in dieser Zeit begonnen, mich in der Jugendarbeit der evangelischen Kirche zu engagieren, also in diesem Falle der evangelisch-lutherischen Landeskirche Mecklenburgs. Dort bin ich recht schnell in Laienfunktionen hineingewachsen, die dazu führten, daß ich mich parallel zum Abschluß der Lehre entschloß, meinen weiteren beruflichen Werdegang im Rahmen der evangelischen Kirche zu versuchen. Ich habe dann ein Stück weit in Schwerin am Katechetischen Seminar gearbeitet, vorher noch in zwei psychiatrischen Einrichtungen Pflegedienste geleistet, über den zweiten Bildungsweg die Hochschulreife nachgeholt und ab 1970 an der Universität Rostock evangelische Theologie studiert.

Drei Semester weiter wurde ich wegen einer sogenannten Provokation im Fach Politische Ökonomie im Rahmen eines Kolloquiums exmatrikuliert, habe dann in Erfurt an der Predigerschule weiterstudiert und bin im März 1973 wegen des „Verdachts planmäßig betriebener staatsfeindlicher Hetze“ in Wismar verurteilt worden. Ich war ein knappes Jahr in Untersuchungshaft beim Ministerium für Staatssicherheit in Schwerin und erfuhr während der Untersuchungshaft, die über den Prozeßtermin hinaus anhielt, eine Verurteilung vor dem 1a-Strafsenat des Bezirksgerichts Schwerin zu sieben Jahren Freiheitsentzug und fünf Jahren Aberkennung der staatsbürgerlichen Rechte wegen „staatsfeindlicher Hetze und Hetze gegen das sozialistische Ausland“, §§ 106 und 108 des Strafgesetzbuches der DDR. Konkret bezog sich diese Verurteilung, die in einem Berufsverfahren vor dem Obersten Gericht der DDR Anfang 1974 bestätigt wurde, auf eine jahrelange, sich steigernde organisatorische und ideelle Tätigkeit im großen Rahmen der evangelischen kirchlichen Jugend- und Studentenarbeit, eine Arbeit, die sich dezidiert als Widerstandstätigkeit gegen die zweite deutsche Diktatur und ihren politischen Alltag verstand.

Konkret bedeutete dies unter anderem ab Ende 1968 die Organisation eines Arbeitskreises, der eine Zeitschrift – natürlich nicht lizenziert – herausgab, die auf ihrem Höhepunkt eine Verbreitung von Mecklenburg bis nach Sachsen

hatte und unter anderem auch Schriften und Texte von Biermann enthielt. Ich betone das nur deshalb, weil das natürlich in jenen Jahren ungefähr das Schlimmste war, was man verbreiten konnte. Dieser Arbeitskreis war zugleich geprägt von dem, was in der Tschechoslowakei über die historische Bühne und scheinbar zu Ende gegangen war, und er war nicht zuletzt von meiner politischen Grundhaltung geprägt, die sich auch gespeist hat durch die frühe familiäre Erfahrung, daß die DDR vom ersten Tag ihrer Existenz an nichts anderes gewesen ist als ein permanenter Anschlag auf die Würde des einzelnen und die Würde aller.

Ich bin also an diesem Tisch natürlich kein Opfer des Systems, weil ich immer ein kompromißloser Gegner des Systems war. Ich kann heute hier zu Ihnen als Zeuge sprechen.

Gesprächsleiter Karl Wilhelm Fricke: Vielen Dank, Ulrich Schacht. – An diesem Tisch sitzen Betroffene, Verfolgte, Opfer – wie immer Sie sie nennen wollen – aus mehr als vier Jahrzehnten SED-Diktatur. Die Frage ist: War die Repression, die sich in diesen individuellen Schicksalen auf zum Teil tragische Weise widerspiegelt, nicht sehr viel stärker durch Kontinuität geprägt als durch Wandel?

Ich möchte mit dieser Frage die Diskussion eröffnen und damit gleichzeitig die Frage verbinden, die uns gestern schon bewegt hat: Inwieweit hat sich das Wissen um diese Repression auf den Alltag der Menschen ausgewirkt? War es die Angst vor Verfolgung, die das Verhalten vieler Menschen geprägt hat? Waren es andere Anpassungsmechanismen? War es vielleicht auch das Mißtrauen, das sich wie Mehltau über die Gesellschaft der DDR gezogen hat? Was war eigentlich das Bestimmende?

Herr Schmutzler, darf ich Sie bitten, sich zunächst einmal dazu zu äußern.

Dr. Siegfried Schmutzler: Das muß man natürlich differenzieren. Als ich mein Studentenpfarramt in Leipzig antrat, war dort eine Studentengemeinde versammelt, die zum Teil aus Kriegsteilnehmern bestand, zum Teil aus solchen, die schon zehnjährige Erfahrungen mit dem DDR-Staat gemacht hatten. Man konnte davon ausgehen, daß das alles willige christliche Studenten waren, die entschlossen waren, auch im Staat der Arbeiter und Bauern, der sich als atheistisch definierte, christlich zu bleiben. Uns allen gemeinsam war ein großes Zusammengehörigkeitsgefühl, und wir hatten auch noch eine Perspektive damals: Es gab nicht weniger als vier Patengemeinden im Westen, die mit uns in Verbindung standen. Wir besuchten uns wechselseitig: Die von drüben kamen zu uns, und wir konnten zu denen gehen. Die Mauer stand ja noch nicht, sie ist erst 1961 gebaut worden. Es gab also noch so etwas wie eine Perspektive. Jeder Kirchentag – schon der 1951 in Berlin und auch die späteren Kirchentage – war auch ein Hoffnungszeichen dafür, daß die Vereinigung des getrennten Deutschlands zwar schwierig sein, aber doch bald kommen wird.

Das alles wurde erst mit der Mauer erledigt. Diese Möglichkeiten und diese Perspektive waren dann vollkommen weg.

Ich kam 1961, in dem Jahr, als die Mauer gebaut wurde, aus dem Knast heraus und fand natürlich eine ganz andere Situation vor. Wenn Sie fragen, wie sich das im Alltag ausgewirkt hat: Ja, die Leute waren alle kritisch. Wir wußten aber genau – dafür sorgte ich jedenfalls –, daß wir keine Provokationen machten. Wir hatten jeden Herbst eine große Vortragsreihe laufen. Dazu stellte uns der Rektor der Universität Leipzig, Georg Mayer, aus bürgerlichen Kreisen kommend, den christlichen Glauben respektierend, da seine Eltern auch Christen waren, das Auditorium maximum – das ist der große Hörsaal der Anatomie – zur Verfügung. Dort haben wir abends eine Woche lang mit 600 Studenten Vorträge gehört. Ein Vortrag dauerte eine knappe Stunde, danach war drei, vier Stunden Diskussion. Nur: Ein gutes Drittel der Zuhörerschaft – der linke Flügel – waren marxistisch-leninistische Studenten, unter anderem vor allem die Schüler von Ernst Bloch. Es gab dort sehr gute, redliche, sachliche Aussprachen. Ich war damals in Gesprächsführungen so geschult, daß ich auch die leisesten Untertöne sofort signalisierte und abstellte, so daß es nie zu einer irgendwie „schwülen“ Stimmung kommen konnte. Das hat natürlich auch die Studenten, die jenseits der Studentengemeinde lebten, unwahrscheinlich beeindruckt. Die FDJ stand auf dem Standpunkt, die Studentengemeinde beherrsche geistig die ganze Universität, jedenfalls die Studentenschaft. Das war gar nicht an dem, aber so sahen die das. Sie waren natürlich wütend und haben überlegt: Wie können wir das zu Fall bringen, wie können wir das ändern?

Aber zu der Frage: Wir waren eine fröhliche Truppe, und wir seufzten natürlich unter all den Repressionen, von denen nun schon so reichlich die Rede war, daß ich sie jetzt nicht noch einmal aufzählen möchte. Das ging bis hin zu Büchern. Damals gab es noch jährlich die Versammlung aller deutschen Studentenpfarrer an einem Tisch. Sie schickten in der ersten Zeit zunächst einmal „Freßpakete“. Die Leipziger Studentengemeinde ist es gewesen, die im gesamtdeutschen Studentenverband sagte: Also, zu essen haben wir hier genug, sogar mehr, als wir brauchen, aber uns fehlt es an geistiger Nahrung, uns fehlen Bücher. Seitdem rollten die Bücher nach Leipzig, sofern sie rollen konnten. Sie wurden natürlich auch oft beschlagnahmt usw. Aber immerhin: Wir haben damals solche Leute wie Böll und Lenz und Literatur von anderen Schriftstellern aus dem Westen kennengelernt und hatten dadurch auch geistige Verbindung und Gespräche, die etwas brachten.

Die Studentengemeinde war auch die einzige Gemeinde, soweit ich es übersehe, die es wagte, sich mit dem Marxismus-Leninismus redlich philosophisch auseinanderzusetzen. Ich klage noch heute die theologischen Fakultäten an, daß sie zu feige gewesen sind, die geistig-geistliche Auseinandersetzung mit dem Marxismus-Leninismus zu riskieren.

(Beifall)

Ein Professor, den ich daraufhin ansprach, sagte mir: Herr Doktor, wir werden überwintern. – Das ist keine geistige Auseinandersetzung. Und vom Himmel gefallen ist der Marxismus ja nicht. Der Marxismus-Leninismus ist Importware aus Trier.

Gesprächsleiter Karl Wilhelm Fricke: Vielleicht darf ich Sie einmal – ein wenig unhöflich – unterbrechen, weil es ein Dialog sein soll und kein Austausch von Monologen. Wenn ich Sie richtig verstanden habe, dann haben Sie in Ihrer Studentengemeinde und auch später eine Taktik verfolgt, die man mit den Worten „keine Provokation, aber auch keine geistigen Zugeständnisse“ umschreiben kann. War so etwas möglich? – Herr Schacht.

Ulrich Schacht: Ich habe vorhin erwähnt, daß ich 1970/1971 mit dem Studium begonnen habe. Möglicherweise war das vorher in der DDR ganz anders. Nach Kenntnis der Dokumente, für die ich mich immer interessiert habe, halte ich das allerdings für eine Legende. Auch das, was Professor Schmutzler eben noch nachträglich eingeklagt hat, halte ich für völlig unangemessen und unangebracht. Es gab in der Deutschen Demokratischen Republik spätestens mit den Attacken auf Bloch – wenn man das überhaupt so formulieren kann – keine ernstzunehmenden öffentlichen Räume für eine ernsthafte Diskussion marxistischer Philosophie usw. Jeder, der an den Universitäten oder an den Hochschulen gewesen ist, weiß das. Diese Legenden sollten heute nicht so im Raum stehen. Das ist – Entschuldigung, wenn ich das so hart sage – ein völlig unsachlicher Hinweis. (Beifall) Auf Grund dieser Tatsache – das muß man hinzufügen – hat es in der Kirche z. B. die Schaffung von Studienkommissionen und dergleichen gegeben, die sich im Raum der Kirche – wenn wir so wollen, im gesellschaftlichen Hinterraum – mit diesen Dingen beschäftigt haben. Wer daran beteiligt war, der weiß ganz genau, wie scharf diese Arbeit beobachtet und überwacht wurde und wie versucht wurde, speziell diese Auseinandersetzung einzugrenzen, zu verhindern oder zumindest mit Hilfe der berühmten Mitarbeiter des Staatssicherheitsdienstes in Richtungen zu lenken, die irgendwie noch tolerabel waren. Die Ergebnisse konnte man dann vielleicht noch im Rahmen der Christlichen Friedenskonferenz und woanders präsentieren – jene berühmten kleinen Nuancen des Randes.

Nein, das Thema war natürlich völlig anders. Im Grunde genommen herrschte ab den siebziger Jahren – das war immerhin noch Ausgang der Ulbricht-Zeit – ein knallharter Primitivismus an den Universitäten. Das heißt, alle Mitglieder der verschiedenen Fakultäten durften zu der wöchentlichen vierstündigen Verblödung antanzen, die sich Marxismus-Leninismus und Politische Ökonomie nannte. Das war die berühmte Auseinandersetzung. (Beifall bei der SPD) Denn die Idealvorstellung des Regimes bestand nicht erst 1970, sondern schon 1949 – wie Leszek Kolakowski das einmal für Polen, aber, wie ich

denke, stellvertretend für alle Ostblockstaaten formuliert hat – darin, aus allen Bürgern zur selben Zeit Insassen eines Konzentrationslagers und Agenten der Geheimpolizei zu machen. Dem waren sämtliche pädagogischen Bemühungen untergeordnet, und in keine andere Richtung lief das. Wer sich persönlich in diesem Zusammenhang noch mit Illusionen beschäftigt hat, der müßte sich heute ein Stück weit korrigieren. (Beifall bei den Zuhörern)

Gesprächsleiter Karl Wilhelm Fricke: Ich glaube, es ist fair, wenn wir Herrn Schmutzler noch einmal Gelegenheit geben, sich dazu zu äußern. Ich selbst habe die DDR nur in Gefängnissen kennengelernt, nicht an Universitäten, ich kann das also nicht selbst beurteilen. Vielleicht gab es bis zur Mitte der sechziger Jahre „ideologische Biotope“, in denen man sich ein bißchen frei bewegen konnte, ohne daß man das als typisch verallgemeinern kann.

Ich darf gleichzeitig dazu auffordern, daß wir das Auditorium in die Diskussion einbeziehen, nachdem Herr Dr. Schmutzler sich geäußert hat. Wie ich sehe, liegen bereits die ersten Wortmeldungen vor.

Dr. Siegfried Schmutzler: Ich habe aufmerksam gehört, was Herr Schacht gesagt hat. Es ist sicher ein Mißverständnis, wenn er mir unterstellt, ich meinte, damals sei eine öffentliche Diskussion über marxistisch-leninistische Fragen möglich gewesen. Dies war nicht möglich. Aber es gab doch Kollegs, es gab Systematische Theologie, es gab Altes Testament. Darin kommt sehr viel Politik vor. Man konnte natürlich nicht jede Frage anpeilen. Aber Fakt war doch, daß man um die Fragen herumging.

Ich hatte als Studenteninspektor in Lückendorf den Auftrag von der Kirche, über das Thema „Marxismus – Christentum“ Vorlesungen und Seminare zu halten, ebenso in Leipzig. Dort hatte ich einen sozial-ethischen Arbeitskreis, der sich ebenfalls diesen Fragen widmete – natürlich nicht plakativ, aber er beriet doch diese und jene Frage, beispielsweise die Frage der Arbeit, die Frage der menschlichen Person, die Frage der Menschenwürde und all solche Einzelfragen, zu denen später von manchen Kirchenleitungen, wie z. B. von der Magdeburger, Material herausgegeben wurde. Es gab auch Verlautbarungen anderer Art, die ich jetzt nicht erwähnen will. Das würde zu weit führen.

Mein allgemeiner Eindruck ist, daß die Kirchen bzw. auch die Professoren der Universitäten, die es anging, zu zaghaft und zu wenig offensiv waren, zuwenig Parrhesie, wie es im Neuen Testament in der Apostelgeschichte heißt, zuwenig Freimut hatten, Themen anzugehen, die vom theologischen Glauben her völlig legitim waren. Das zeigt z. B. die Tatsache, daß ein Wort wie das Darmstädter Wort der Bekennenden Kirche über den Weg des deutschen Volkes – dieses Wort ist nach 1945, im Jahre 1947, geschrieben worden – nicht besprochen wurde. Darin wurde zu dem verhängnisvollen Bund von Thron und Altar im 19. Jahrhundert Stellung genommen und zu dem verhängnisvollen Weg, den die Kirche gegangen ist, der bis zur Stunde die Bindung der Kirche

an den Staat zeigt, die noch jetzt umstritten ist. Denken Sie z. B. an den Militärseelsorgevertrag, der auch einen „theologischen Hosenboden“ hat. Es ist nicht so, daß das einfach bloß eine Renitenzbewegung der DDR gewesen ist.

Gesprächsleiter Karl Wilhelm Fricke: Herr Schmutzler, ich muß Sie leider bitten, sich ein bißchen kürzer zu fassen. Sonst kommen wir nicht zu einer Diskussion, und sie soll ja der Sinne dieses Podiums sein.

Dr. Siegfried Schmutzler: Ja, ich schließe hier ab. – Danke.

Gesprächsleiter Karl Wilhelm Fricke: Ich habe zunächst Herrn Professor Wilke das Wort zu geben, danach Markus Meckel, dann Herrn Schälike.

Sv. Prof. Dr. Manfred Wilke: Ich kann aus den Dokumenten des SED-Politbüros zu den fraglichen Zeiten – 1955, 1957 – zwei Klärungen zu den hier anstehenden Fragen beitragen.

1955 ist das Hochschulministerium im Politbüro scharf kritisiert worden, daß die theologischen Lehrstühle auf dem Gebiet der DDR nicht genutzt worden sind, um den „reaktionären Einfluß der Theologie“ zu brechen. Man hat also festgelegt, daß die Partei durch eine gezielte parteiliche Berufungspolitik über die theologischen Lehrstühle an den Universitäten Einfluß nahm auf die Ausbildung von kirchlichen Kadern. Das ist das eine.

Das zweite ist: Was die Beseitigung der Studentengemeinden angeht, so ist gerade im Zusammenhang mit den Vorgängen von 1957 festgelegt worden, daß diese an den Universitäten und Fachhochschulen zu verschwinden hatten. Es gab einen Politbürobeschuß, der auf genau diese Art von Versammlungen und Streitgesprächen Bezug nahm, über die Herr Schmutzler berichtet hat.

Gesprächsleiter Karl Wilhelm Fricke: Vielen Dank, Herr Wilke. – Herr Meckel.

Abg. Meckel (SPD): Ich möchte ebenfalls zu der Frage, was möglich war, Stellung nehmen. Es bezieht sich auch auf das, was Herr Schuller zu Beginn im zweiten Teil seiner Ausführungen gesagt hat. Ich glaube, daß es problematisch ist, einfach zu sagen: Man mußte schweigen. Es ist gestern in den Vorträgen ganz gut deutlich geworden, daß es auch im normalen Alltag viele Entscheidungssituationen gab, daß es aber darum ging, den Menschen erst einmal bewußt zu machen – das war ein wesentlicher Teil kirchlicher Arbeit, wie ich sie jedenfalls verstanden habe –, daß auch Alltagssituationen, die als selbstverständlich galten, Entscheidungssituationen waren, in denen man sich jeweils verhalten mußte. Das gleiche galt natürlich auch an den Universitäten und in den inhaltlichen Auseinandersetzungen der Kirche. Zwei Namen sind hier gefallen – Bloch und später Havemann. Das waren zwei Leute, die versuchten, sich damit mit den gesellschaftlichen Verhältnissen auseinanderzusetzen – gewiß, mit entsprechenden Folgen. Aber es wurde auch einige Jahre später wieder versucht.

Ich glaube, der Vorwurf von Herrn Dr. Schmutzler muß stehenbleiben. Warum hat es dies – jedenfalls ist es kaum bekannt geworden – nach dem Anfang der sechziger Jahre nicht wieder gegeben? Das ist eine Frage, die erst einmal beantwortet werden muß. Daß dies nicht möglich gewesen wäre, bestreite auch ich. Man sehe doch einmal in die Bibel hinein. Da steht sehr viel, was emanzipatorische Fragen, etwa die Fragen von Recht und Gerechtigkeit, zum Thema macht.

Zum zweiten zu der innerkirchlichen Auseinandersetzung. Hier möchte ich Herrn Dr. Schmutzler noch einmal recht geben, obwohl er es von diesem Bereich nicht so deutlich gesagt hat. Schon in den sechziger, siebziger und achtziger Jahren hat es auch innerkirchlich kaum eine geistige Auseinandersetzung mit dem Marxismus-Leninismus gegeben. En passant bei einigen – hier könnte man Namen nennen, ganz gewiß, das ist nicht zu bestreiten. Die Kirche hat es im großen und ganzen nicht als ihre Aufgabe angesehen, sich mit dieser Gesellschaft auseinanderzusetzen. Hier hat auch die Kirche nicht getan, was meines Erachtens ihr Auftrag gewesen wäre.

Gesprächsleiter Karl Wilhelm Fricke: Vielen Dank, Herr Meckel. – Man muß in der Tat die Problematik sehr differenziert sehen, man muß sie sicherlich auch in ihrem historischen Kontext sehen. Ich denke daran, daß die ersten kritischen Äußerungen von Robert Havemann in einer Vorlesung an der Humboldt-Universität „Dialektik ohne Dogma“ zur Sprache kam. Das war, wenn ich mich nicht irre, 1963 oder 1964. Das würde also durchaus der Diagnose entsprechen. Aber vielleicht kann uns Herr Schälike mehr sagen.

Rolf Schälike: Ich meine, eine geistige Auseinandersetzung, die in irgendeinem Maße – auch in kleinem Maße – die Macht gefährdete, war nicht möglich.

In meinem Leben waren Diskussionen, Auseinandersetzungen ohne Folgen eigentlich nur in der Oberschule möglich, wo im Gegenwartskundeunterricht hier in Berlin frei, knallhart und auch sehr entgegengesetzt diskutiert wurde. Das hatte keine Folgen. Dieses normale Diskutieren, ohne daß es Folgen gab, hörte aber 1956, 1957 auf, ich weiß nicht auf Grund welcher Beschlüsse. Meine Erfahrung war ja gerade die, daß diese Diskussionen – wieviel Diskussionen gab es über den Begriff „Entfremdung“ – halb illegal geführt wurden.

Meine Auseinandersetzungen gingen um das Thema, warum sich die Schwerindustrie schneller entwickeln muß als die Leichtindustrie. Das waren Diskussionen, die dazu hätten führen können, daß man nicht studieren durfte. Ein weiteres Beispiel war die Diskussion zu der Zeit des XX. Parteitages. Es ging dabei nicht nur um Stalin, sondern es ging überhaupt um die Frage des demokratischen Zentralismus. Über diese internen Parteidiskussionen öffentlich zu diskutieren, das war gar nicht drin, geschweige denn Auseinandersetzungen auf philosophischem Gebiet zu führen. Natürlich haben wir uns alle mit

der Religion auseinandergesetzt. Darüber wurde viel diskutiert. Aber um Gottes Willen, sobald es vom Standpunkt der Handlungen und Entscheidungen irgendwie relevant wurde, war das nicht drin.

Die Freundschaft mit Biermann begann bei mir so, daß er einmal in Rossendorf aufgetreten war und das zweite Mal nicht auftreten durfte. Ich war bekannt als Organisator, der sich auseinandersetzte, und ich wollte mich mit Biermann auseinandersetzen. Das wurde in Rossendorf verboten, das war nicht möglich.

Eine echte Auseinandersetzung im kleinen Diskussionskreis gab es selbstverständlich. Aber die paßten enorm auf, daß das nicht relevant wurde in Handlungen.

Gesprächsleiter Karl Wilhelm Fricke: Vielen Dank, Herr Schälke. Sie haben, glaube ich, das entscheidende Wort gesprochen, nämlich: Auseinandersetzungen nur, solange die Macht nicht gefährdet wurde. In kritischen Situationen war die Toleranzgrenze enger, in Zeiten, in denen sich das Regime sicherer fühlte, war sie naturgemäß etwas „liberaler“.

Bevor ich dem Abgeordneten Poppe das Wort geben, wollte Herr Schacht ganz kurz etwas zur Sache sagen.

Ulrich Schacht: Wenn wir schon beim Differenzieren sind, dann wollen wir es wirklich ganz genau nehmen. Ich muß das, was der Abgeordnete Meckel eben gesagt hat, noch einmal ganz scharf zurückweisen. Ich glaube, so geht es nicht. Was hier läuft, ist einfach sachlich nicht korrekt und nicht richtig. Vor allen Dingen ist das auch eine wohlfeile Kritik nach rückwärts. Was soll denn das, die evangelische Kirche sozusagen nachträglich aufzufordern, sie hätte sich in den sechziger und Anfang der siebziger Jahre intensiver mit dem Maxismus-Leninismus – ausgerechnet! – auseinandersetzen müssen?

Erstens hat sie das gemacht – ich habe vorhin beschrieben in welchen Gremien. Und zweitens, wenn sie es getan hat – wie beispielsweise Leute wie Probst Falcke aus Erfurt –, dann gab es ein entsprechendes Getöse.

Was man der evangelischen Kirche vorwerfen muß und vorwerfen kann, ist doch etwas ganz anderes. Das ist die primitive Adaptation marxistischer Vokabularien in den achtziger Jahren unter dem Stichwort „Einigung“ nach dem großen Gespräch 1978. Hier können Sie die Kirche kritisieren, warum sie vordergründig und äußerst flachsinnig versucht hat, marxistische Positionen in ihre gesellschaftlichen Konzepte zu integrieren. Das ist die Kritik. Hier setzen Sie bitte an und nicht ausgerechnet in jenen Jahren, in denen die Kirche sich noch bemüht hat, die Auseinandersetzung unter den Bedingungen der Diktatur zu führen. Ich halte das wirklich für äußerst unsachlich.

(Beifall bei der SPD und den Zuhörern)

Gesprächsleiter Karl Wilhelm Fricke: Vielen Dank für diese Intervention. – Ich darf daran erinnern, daß das eigentliche Thema unserer Diskussion nach

wie vor „Politische Verfolgung im realen Sozialismus“ ist. Aber auch das gehört natürlich dazu. – Das Wort hat Gerd Poppe.

Abg. Poppe (BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN): Ich will auf das eingehen, was Herr Fricke vorhin sagte, als er die Frage nach Kontinuität und Wandel in der politischen Verfolgung stellte.

Ich habe hier zwei Sätze gehört, die ich sehr interessant fand. Ersten, daß Herr Schmutzler sagte, wie sie versucht haben, ohne eine direkte erkennbare Provokation gegenüber dem Staat zu agieren, sich aber andererseits selbst nicht zu verraten, keine Zugeständnisse zu machen.

Der andere Satz, den ich hervorheben möchte, ist der, den Ulrich Schacht gleich zu Anfang sagte: Ich bin kein Opfer des Systems, weil ich immer ein Gegner des Systems war. Das halte ich für eine ganz wichtige Äußerung, weil sie die Handlungen, die den abgesteckten Rahmen verlassen, aufzeigt.

Die Schilderung der Rahmenbedingungen, wie sie heute von Professor Schuller vorgenommen wurde, finde ich außerordentlich zutreffend. Da liegt vielleicht auch die Kontinuität, die hier angefragt war. Diese Rahmenbedingungen galten allerdings 40 Jahre lang, ohne daß der Anspruch der SED-Führung sich in irgendeiner Weise geändert hätte, ohne daß diese Undurchschaubarkeit aufgegeben worden wäre und ohne daß man aufgehört hätte, auf die Angst der Leute zu setzen, sich öffentlich zu äußern.

Der Wandel ist nun allerdings tatsächlich an die äußeren Bedingungen gebunden, an eine politische Entwicklung, die eben in den achtziger Jahren anderes möglich machte als in den Sechzigern. Das betrifft – sehr richtig – einmal die Differenzierung, mit der man kirchliches Handeln bewerten muß, aber es betrifft vor allem die Tatsache, daß Leute, vielleicht einmal von ihren kleinen Gesprächszirkeln ausgehend, schließlich zu einem oppositionellen Handeln fanden. Diese Entwicklungsmöglichkeit war tatsächlich sehr von den äußeren Bedingungen abhängig.

Ich finde nun ganz wichtig zu sagen, wie es überhaupt möglich wurde, von einem Opfer zu einem in den achtziger Jahren aktiv handelnden Oppositionellen zu werden. Das gelang dadurch, daß man den abgesteckten Rahmen ganz bewußt verließ.

Wir haben in den achtziger Jahren ständig eine Diskussion über Legalität oder Legitimität gehabt und haben uns dann gesagt: In einer Diktatur kann man nicht in dem sogenannten legalen Rahmen handeln, sondern man muß ihn ganz bewußt verlassen. Wenn man ihn nicht verläßt, ist man verloren. Dann wird man selektiert, irgendwo in eine Schublade gesteckt, dann kommt der ganze Repressionsmechanismus, und dann ist es vorbei.

Der Wandel in dieser Entwicklung war erst zu dem Zeitpunkt möglich, als sich die Leute zusammenfanden, die eben gesagt haben: Wir verlassen diesen Rahmen ganz bewußt. Das hat es natürlich in der DDR relativ spät gegeben.

In Osteuropa – in Polen, in der Tschechoslowakei usw. – gab es das sehr viel eher, z. B. durch das tatsächliche, bewußte Herstellen einer Teilöffentlichkeit. Das geschah nicht nur in kirchlichen Räumen, sondern wurde beispielsweise durch illegale Publikationen versucht.

Also das Verlassen dieses eingeschlossenen Viertels zugunsten einer Öffentlichkeit – Öffentlichkeit als Prinzip. Ich will damit vor allem sagen: Es gab diese Handlungsmöglichkeiten, es gab dadurch auch die Möglichkeit, diese Angst zu verlieren. Man hat in dem Moment, da man handelnde Person wurde und gesagt hat, man sei kein Opfer, die Chance gehabt, die Angst zu verlieren und sich mit anderen, die das ähnlich gesehen haben, zusammenzuschließen und dadurch tatsächlich in einem stärkeren Maße zur Veränderung beizutragen, was ja dann schließlich auch 1989 zu einer gewissen Rolle dieser Opposition geführt hat. In dieser Entwicklung liegt der Wandel. Das, was vom Rahmen her abgesteckt war und so sein sollte, war also keineswegs unveränderlich. Es war für den einzelnen oder für Gruppen keineswegs so, daß sie sich darin aufhalten mußten.

Das ist mir an den beiden Tagen ein bißchen zuwenig vorgekommen. Ich habe manchmal eine etwas fatalistische Stimmung herausgehört: Weil es eben nicht erlaubt war, haben wir uns immer in so einer Grauzone bewegen müssen, und in dem Moment, wo wir dort öffentlich erkennbar wurden, war es auch schon um uns geschehen, dann unterlagen wir der Repression. – Ich denke, diesen Vorgang hätte man sich deutlicher und früher bewußt machen müssen, dann hätte es vielleicht auch größere Chancen gegeben. Es war also nicht so, daß wir nur wie das Kaninchen auf die Schlange starren und uns mit den gegebenen Rahmenbedingungen abfinden mußten. (Beifall)

Gesprächsleiter Karl Wilhelm Fricke: Vielen Dank, Herr Poppe. Sie sehen, der Zwischenbeifall zeigt, welche wichtigen Gedanken Sie hier entwickelt haben.

Bei der Bewertung der Opposition in den 80er muß man natürlich sehen, daß die sozialdemokratische und die bürgerliche Opposition in den späten 40er und frühen 50er Jahren schon einmal mit brutalem Terror zerschlagen worden war und daß danach zunächst einmal eine Phase der Hoffnung aufkeimte, in der Opposition in der DDR – ich sage es einmal etwas flapsig – nicht angesagt war. Sie hat sich dann nach dem Bau der Mauer wieder neu formiert, beginnend – Herr Seidel ist sozusagen ein lebender Zeuge dafür – mit dem Phänomen Fluchthilfe.

Aber ich möchte hier nicht selber reden. Ich möchte jetzt der Dame das Wort erteilen, die sich dort hinten gemeldet hat.

Hildegard Jeske: Mein Name ist Hildegard Jeske. Ich komme aus einem bürgerlichen Elternhaus und bin mit Haussuchungen und all diesen Finessen aufgewachsen, die in den 50er Jahren auf der Tagesordnung standen.